

# Marianneli, die Müllerstochter vom Rachtobel

Autor(en): **Räss, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **220 (1941)**

PDF erstellt am: **25.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-375131>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

immer mehr auch verarmen? Und ich frage weiter: Ist es gut, wenn sich je länger je mehr das Kapital und die Menschenmasse einseitig in den Städten ansammeln und das Land, vor allem das Bergland, der Menschen und des Kapitals verlustig geht? Es tut mir immer weh, wenn ich bei ältern Leuten bei der Frage, wo die Kinder seien, zu hören bekomme: in der Stadt. Die Städte in Ehren. Das Land hat die Städte nötig. Aber die stete Abwanderung ist doch eine ernste Tatsache. Zugegeben, daß diese Entwicklung bis zu einem gewissen Grade notwendig ist, so bleibt bei der ganzen Sache eben doch ein bitterer Nachgeschmack. Die ständige Flucht vom Land in die Stadt ist eine sehr fragliche und sogar ungesunde Erscheinung.

Ich will nicht den anmaßenden Eindruck erwecken, als hätte ich ein probates Heilmittel zur Hand, wie der Entvölkerung der Berggegenden, der Abwanderung von Kapital und Menschen gewehrt werden könne. Von entscheidender Bedeutung ist sicher dies, daß das Bergland seine Industrie hat, weil die Landwirtschaft allein nicht so viele Menschen zu ernähren vermag. Die Industrie aber läßt sich nicht einfach „machen“, am allerwenigsten in wohlgemeinten Artikeln. Darum soll hier davon nicht weiter die Rede sein.

Dagegen sei es mir gestattet, den Finger auf einen Punkt zu legen, wo sich vielleicht doch etwas „machen“ ließe. Ich meine das Mißverhältnis: wenig Kapital und wenig Verdienstmöglichkeiten bei großen öffentlichen Lasten. Das aber ist fast durchwegs die Situation der Berggemeinden. Die Abwanderung ist begleitet von einem Rückgang des Kapitals. Der Kapitalrückgang

aber bedeutet für die Gemeinden Steuererhöhung. Denn die Lasten, die sich vorher auf viele verteilten, müssen jetzt von einer kleinen Zahl getragen werden. Hohe Steuern aber werden wiederum die Abwanderung fördern und den Zuzug von Menschen und Kapital hindern. So geht es weiter!

Es erhebt sich da meines Erachtens die Frage, ob das Gemeindeprinzip im Steuerwesen noch berechtigt sei. Ist es richtig, daß reiche Gemeinden (gleichsam als Belohnung für ihren Reichtum!) niedrige Steuern haben? Und daß kleine Gemeinden, vor allem Berggemeinden (gleichsam zur Strafe für ihre Armut!) hohe Steuern haben? Nur damit die reichen Gemeinden noch reicher, die armen aber noch ärmer werden?!

Könnte und müßte nicht eine größere Basis gefunden werden? Der Kanton St. Gallen kennt keinen Ansatz dazu in seiner Ausgleichs-Armensteuer, wonach die gut situierten Gemeinden etwas beitragen an die Armenlasten der weniger gut situierten Gemeinden. Könnte und müßte nicht dieses Ausgleichssystem auch in andern angewandt werden?

Zur Entlastung der Berggemeinden!

Zur Wiederbevölkerung der Berggemeinden!

Zum gerechten Ausgleich zwischen Stadt und Land!

Zum Nutzen aller!

Denn wenn die Berggemeinden nicht zur Tatsache des kleinern Verdienstes hinzu noch mit größeren öffentlichen Lasten geschlagen wären, könnten sie sich wieder eher bevölkern. Dann hätte unsere Bergjugend (Bild 8) wieder eine Zukunft. Gebt unserer Land- und Bergjugend diese Zukunft! Soweit wir sie geben können!

W. T.

## Marianneli, die Müllerstochter vom Rachtobel.

Von E. Käp.

Ein selten schöner Junitag wars. Droben am Eschbühl, am Fuße der wilden Kirche, lag Jörg, der junge Bogt von Rachenstein, im weichen Gras. Er blies seine Schalmelie, die an den Felsen des nahen Alpsteins ihr Echo wiedergab. Die Luft war klar, so daß man von drüben, von Sonnenhalb, das Meckern der Geißen und die Glocken der Kuhherden hörte. Von unten, aus der Rachtobelschlucht, schlug das Klappern des Mühlrades an sein Ohr.

All das interessierte den Jungen nicht so sehr wie die klangvolle Stimme der Müllerstochter, des Marianneli, deren helles Lied auf der Anhöhe deutlich vernehmbar war. Sein Denken, seine Liebe war ihr schon eine Zeit lang zugetan. An stillen Abenden verließ Jörg heimlich die Burg seines Vaters im Schwendetal und ging den Weg zum Rachtobel zur schönen Müllerstochter.

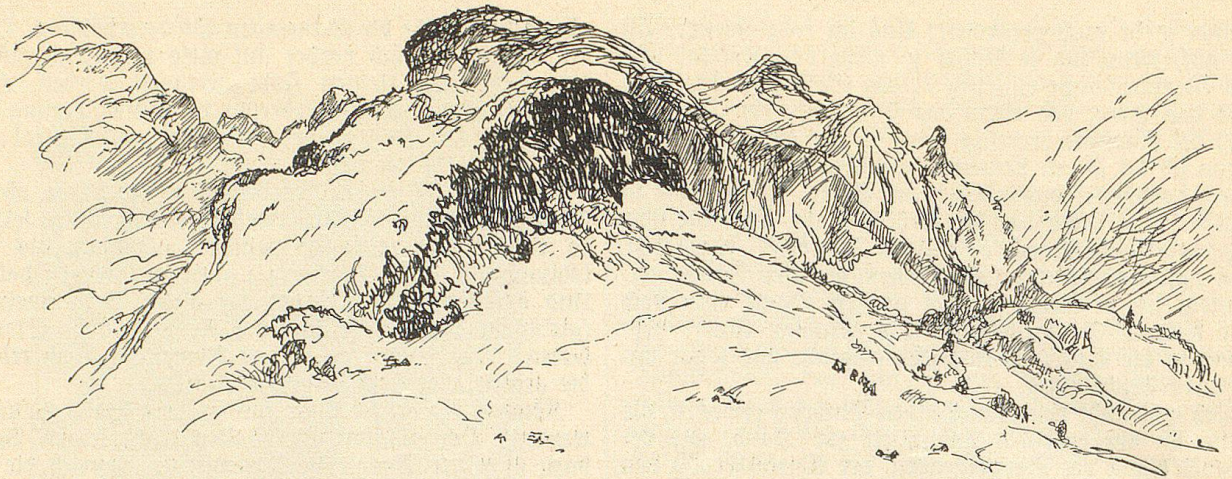
Ein armer Müller, benannt „Simon vom Tobel“, saß dort mit seinem Weib und seinen sechs Kindern zu Tisch. Spärlich war das Mahl, das sie verzehrten. Alle langten in dieselbe Schüssel. Das Mühlrad stand still. Der Rachtobelbach, der so oft im Frühling bei Schneeschmelze und im Sommer bei heftigem Gewitter die alte Mühle bedrohte, rauschte gefahrlos dem Tale zu. Eben fuhr ein knarrendes Eselsfuhrwerklein der Mühle zu, mit einer kleinen Suhre Hafer und Hirse. An steiler

Halbe hatte sie ein Bauer der Umgebung dem harten Boden abgerungen. Gemahlen sollten sie das tägliche Mahl für ihn und seine Familie geben. Am Spinnrad saß Marianneli, die einzige Tochter der Müllersleute, ein bildhübsches Ding mit goldenem Blondhaar und rehbraunen Augen. Sie drehte das Rädchen, daß es eine Freude war, ihr zuzusehen und sang ein melancholisch Liedchen dazu. Die Fensterläden des alten Hauses waren aufgezo-gen, eine Scheiterbeige lag davor. So hatte Jörg es leicht, das junge Mädchen still zu betrachten, ehe er es wagen durfte, es einmal anzusprechen. Er möchte so gerne hinein zu Marianneli und ihm sagen, wie sehr sie ihm am Herzen liege.

Wie sollt er es anfangen mit ihr zu reden?

Sollte er, um zum Mädchen zu gelangen, Freundschaft mit ihren Brüdern anknüpfen? Jörg tat es und es gelang ihm.

An geschüttester Lage, links der alten Mühle stand vor einem kleinen Buchenwald eine gebrauchte Schützen-scheibe. Das versprach dem jugendlichen Liebhaber ein Anknüpfungspunkt zu werden. Am darauffolgenden Sonntag zog es Jörg zu den Jungschützen ins Rachtobel. Wehe, wenn es sein jähzorniger Vater erfuhr. Ehe er im Befang der Mühle war, klang lebhaftes Tun der Jungen an sein Ohr. Es zog ihn mächtig hin, wo



das Jungvolk war. Es war ein kleines Schützenfest dort. Die Bauernbuben der Gegend trafen sich im Rachtobel, um die Bette zu schießen. Toni von der Bart, dessen Vater schon manch Häslein und andere Zierlein geschossen hatte im großen Wald am Säntis, hatte seine Armbrust wieder mitgebracht und auch den andern zur Verfügung gestellt. — Bäuerlich war die Gewandung der Jungbauern, bar ihre Füße und derb ihre Sprache.

Erst betrachteten die jungen Bauern den Herrensohn von Rachenstein, als dieser bei ihnen erschien, mit mißtrauischen Blicken. Doch als dieser gar freundlich zu ihnen trat und jedem die Hand zum Gruße reichte, war die Freundschaft geschlossen; er tat mit den Jungen und war in den kleinen Schützenbund aufgenommen.

Von Zeit zu Zeit suchte Jörg nach Marianneli, er glaubte sie dort in der Nähe zu sehen. Aber er sah sie nicht. Auch nicht auf der Bank vor dem Haus, wo der Müller und sein noch rüstiges Weib saßen. Begegnet war sie ihm doch auch nicht auf dem Weg nach Schwende.

Lebhaft hatte sich das Jungvolk unterhalten; die Zeit verrann. Als die Sonne gen Vesper am Dehrlifopf verschwunden war, da tauchte plötzlich Marianneli aus dem Buchenwäldli auf, wirr hingen ihr die blonden Zöpfe über den Nacken. Im Arm trug sie einen Strauß Sommerblumen.

„Für Euch Schützen hab ich diese Blumen gesucht“, sprach das holde Mädchen. Doch fast entfiel ihr der Blumenstrauß, als sie inmitten ihrer Bauernkameraden den jungen Rachensteiner sah. Jörg, der Sohn des gestrengen Landvogts, bei den armen Müllersleuten. Was sollte dies bedeuten?

„Marianneli, gib mir auch ein Blümlein, hab auch tapfer geschossen“, sprach Jörg, das schüchterne Mädchen liebevoll betrachtend.

Errötend ob dem unerwarteten Vorfalle gab Marianneli dem jungen Vogt ein Blümlein in die dargeleitete Hand. Sie zögerte zwar etwas dabei, denn sie mußte, Uli von Sonnenhalb sähe dies nicht gerne.

Man blieb noch lange, als die Schießerei beendigt war. Ein Trupp junger Mädchen aus der Umgebung war zum fröhlichen Beisammensein gekommen. Man sang und scherzte, man stillte den Durst an der Wasser-

gelte und war bei gar wenigem zufrieden und froh. Als dann die Schatten der mächtigen Tannen länger wurden und die Sonne am Kronberg verschwunden war, verabschiedete sich das Jungvolk mit einem kräftigen Händedruck und „Wiedersehn“ am Sonntag. Jörgs Händedruck und tiefer Blick in die Rehaugen Mariannelis sagten ihr mehr, als die der andern.

Und als der Vollmond hell ins Rachtobel schien und Strauch und Baum am Bach gespenstige Schatten warfen, war es still um die alte Mühle.

„Hast gesehen, Marianneli, wie Jörg schön tat zu Dir“, sprach einer der Brüder zu ihr, als sie sich zum Bettgehen rüstete. Hat der es auch schon gesehen, dachte sie bei sich selbst, ohne ein Wort zu erwidern.

Es war Marianneli nicht wohl zu Mutte. Jörg war ein Junge, der einem Mädchen gefallen mußte. Schlank von Wuchs, mit guten Manieren und anmutiger Art. Sein Vater aber, der gefürchtete Vogt, war von allen gehaßt. Wehe der armen Müllersochter und dem verliebten Vogtssohn, wenn der böse Vogt Ahnung bekam.

Mit diesen Gedanken schloß Marianneli ein, zuvor die Müllersleute mitsammen ihr Nachtgebet verrichtet hatten, zu Füßen des Erlösers. — Doch frohgemut erwachte sie, und mit einem frohen Liedchen begrüßte sie den neuen Tag. So verging Sonntag um Sonntag, fast immer trafen sich die jungen Leute zu frohem Spiel im Rachtobel. Marianneli kam fast nur an Sonntagen ins Dorf Schwende, wo die Vogtburg stand, wenn sie ihren Kirchgang tat.

„Jörg, heut hab ich mit Dir ein Wort zu reden“, sprach der Vogt von Rachenstein erregt zu seinem Sohn, der eben im Begriffe war, die Burgleiter, die über den Felsen hinauf, hinabzusteigen.

„Setz Dich hin, es ist mein Ernst, was ich Dir sage.“ Jörg tat, wie ihm sein Vater befohl, doch ungerne, weil er ein Unheil ahnte.

„Ich will es wissen, Jörg, wo Du an Sonntagen zu suchen bist. Nie hast Du Zeit mehr für Deinen Vater, wenn er am Sonntag bergwärts will zur wilden Kirche oder auf Marwies. Nie mehr sehe ich Dich, wenn Du mich auf die Jagd begleiten sollst. Pluto und Syrak nur sind mir treu, die beiden Hunde. Sag mir wohin es Dich zieht. Am Ende hat gar die arme Müllers-

tochter mit ihren zwei blonden Zöpfen Dich bezeugt. Rachtentobel ist Dir lieber geworden als meine Burg. Gesehe! — Ich sah Deine verliebten Blicke mehr als einmal, die Du ihr zuwarfst, wenn sie Sonntags an der Burg vorbeiging. Es entging mir nicht. Sag mir, liebst Du sie?"

Jörg ging etwas vor in der Seele. Nie und nimmer durfte er dem Vater gestehen, daß er das Mädchen liebe. So sprach er ersten Tonos von seinen Schützenkameraden und von seinen bäuerlichen Kameraden in der Gegend von Rachtentobel.

„Will zuseh'n, Bub, ob Dich nicht die blonde Mäd'el dahin lockt. Ich sag es Dir, nie und nimmer dulde ich Weiberfreundschaft derer von Rachtentobel. Dir steht einmal ein Burgfräulein der rheintalischen Burgen wohl an, nicht aber eine arme Müllerstochter aus den Appenzellerbergen. Gehe, wohin es Dich nicht gereut!"

Die schroffe Sprache des vögtischen Vaters hatte Jörg nicht sehr erfreut. Es ging ihm nicht leicht, von Marianneli zu lassen. Aber, — er sah sich nicht mehr so frei wie vorher, er war von seinem gestrengen Vater bewacht, welche Wege er ging.

Die Liebe aber ist ersinderlich. Jörg suchte und fand einen neuen Weg ins Rachtentobel. Es ging zwar über Gestrüpp und Fels, aber das hinderte ihn nicht. Er wollte Marianneli sehen und mit ihm sprechen trotz des Verbotes. Das Mädchen, so sehr es Jörg zugetan war, sähe ihn lieber nicht mehr kommen. Es wußte, nie und nimmer würden Jörg und die arme Müllerstochter einander angehören dürfen. Und stets fürchtete sie die Rache des jähzornigen Vogtes, sie und ihre Familie würden es in der Zeit zu büßen bekommen.

Nachdem der hl. Gallus nach seiner Niederlassung an der Steinach auch den Landesteil am Fuße des Säntis bekommen hatte, von edlen Fürsten, so kam die Gegend unter das Kloster St. Gallen zu stehen. Ihre Bewohner hatten als Untertanen Steuern und Abgaben zu entrichten. Auf Clang, am Lehn und auf Rachenstein im Schwendetal führten Vögte ihr gestrenges Regiment. Sie führten im Gerichte den Vorsitz, sie zogen die Abgaben ein und fühlten sich als Herren im Lande groß und mächtig. Indeß die Landsleute am Alpstein viel zu leiden und zu dulden hatten, und gar mancher Bürger mußte verarmen unter der Vögteherrschaft.

Die Herrschaft des Klosters wurde unbeliebt und das Volk am Säntis trachtete darnach, das Joch der Herren abzuschütteln. Sepp, der zweitälteste Bub vom Rachtentobel, ein aufgeweckter Junge, war im Sommer auf Alp Bommen als Handbube angestellt. Täglich hatte er den Botengang nach Schwende zu tun. Beim Zollmoos hatte er, wie jeder Bürger, der dort vorbei mußte, den Burgzoll zu entrichten. Droben, im Wehrgang der Burg, stand der Vogt und hielt Ausguck übers schöne Land. Sepp tat, als sehe er ihn nicht, um ihn nicht grüßen zu müssen. Lustig schritt er der Mühle zu, als er den Botengang verrichtet hatte, um nachher wieder auf Alp Bommen zu steigen.

Es war ein söhnwarmer Herbstmorgen, als Sepp, ein munteres Liedchen pfeifend, aus dem Rachtentobel trat, Schwende zu. Auf dem Rücken trug er wie immer die

Milchtanse der Bauern. Fast immer zu dieser Zeit machte der Rachensteiner seinen Morgenspaziergang. Seine zwei Hofhunde gaben ihm stets das Geleite.

Zurchtlos schritt Sepp des Wegs fürbas. Und wie erwartet stand er alsbald vor dem mächtigen Vogt, der schon oft mit dem witzigen Knaben gesprochen hatte.

„Bub, Du bist des Müllers vom Rachtentobel“, sprach der Vogt ihn an.

„Sag, was macht Dein Vater?“

„Er backt ehegeessenes Brot“, sprach Sepp.

„Was macht Deine Mutter?“, frug dann der Vogt.

„Sie macht böß auf böß“, war die Antwort des lebhaften Jungen. Der Vogt verstand die rätselhafte Sprache des Knaben nicht. Er mußte sie ihm deuten. Er hub an: „Der Vater hat das Mehl noch nicht bezahlt, das er gebacken hat, und die Mutter flickt alte Kleider mit alten Fesen.“

Der Vogt frug neugierig, warum sie dies tun.

Beschlagen wie der Knabe war, gab er dem Rachensteiner zurück: „Weil Du uns alles nimmst, was wir haben.“

Ergrimmt ob dieser Sprache reizte der Vogt dem Knaben seine Hunde nach. Doch dieser war nicht verlegen, rasch griff er nach dem Deckel seiner Tanse, die er absichtlich verkehrt auf seinem Rücken trug. Eine graue flinke Katze sprang aus derselben, und die zwei Hunde machten Jagd auf das fliehende Tier. Wütend ob diesem unerwarteten Vorfalle verfolgte der Vogt den Knaben. Am Eingang ins Rachtentobel holte er ihn ein und schlug ihn tot.

Noch vor Jahren stand das Steinkreuz, das die Stelle bezeichnete, wo die Mordtat geschehen war.

Empört ob dieser Tat rotteten sich die Bauern von Schwende und der ganzen Talschaft zusammen. Sie trachteten, das drückende Joch abzuschütteln und die Vögteneister auszurotten. Bewaffnet zogen sie vor die Burg Rachenstein und steckten sie in Brand. Das gleiche geschah auf Burg Clang.

Die Freiheitskriege der Appenzeller gaben dem Volke am Alpstein das, was sie gewollt, frei sein von fremder Regentschaft. Der Vogt von Schwende und seine Sippe konnte noch rechtzeitig entfliehen. Jörg, der das traute Verhältnis mit Marianneli zerrissen sah, kehrte nie wieder ins Tal.

Die Burg Rachenstein lag längst in Trümmer, nur der graue Felsblock, der heute noch steht und ein karges Gemäuer zeugten noch von der einstigen Zwingburg.

Im kleinen Martinskirchlein von Schwende trat ein schlichtes Hochzeitspaar an den Traualtar. Marianneli und Uli von Sonnenhalb wollten den Bund für ihr Leben schließen. Drüben an der sonnigen Halbe, ennet der alten Mühle, lebte das junge Paar glücklich und zufrieden.

So oft aber Marianneli, das junge Weib, zu ihren Eltern ins Rachtentobel stieg, mußte sie wehmütig der Tat gedenken, die dort geschehen war. Dort am Wegkreuz mußte sie stillestehen und für ihren toten Bruder beten. Dank mußte sie aber auch sagen den Männern, die das Land befreit hatten von der Herrschaft der Vögte.